

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 115. Wisse, was ich gebahnen? Ich habe die Weidweilern en Bartenber geheuert. Das hebt mich auch noch fehl, daß ich mich hümmig die Bahr stelle...

weilern hat sich von alles e Memmohrandum gemacht un wie mer so ebaut e Stund un e halb gewaltsch hatte, do hot die Weidweilern gefiedert. Das Kieffol war, daß der Bartenber dreißig Bier, drei Wishtes, siwove Brendies und zwei Kadetels verkauft gehabt hot...

Der Buchstabe „M“.

Ein sonderbare Rolle spielt er in der Geschichte der Bonaparte.

Eine sonderbare Rolle hat im Leben der Dynastie Bonaparte der Buchstabe M gespielt. Der große Napoleon zählte in seiner Armee sechshundvierzig Divisionsgeneräle und sechs Marschälle, deren Namen mit M begannen. (Die Marschälle hießen: Murat, Monech, Massena, Morier, Macdonald und Marmon.) Napoleons erste Schlacht war die bei Montenotte, seine letzte die bei Mont St. Jean (Waterloo). Außerdem gewann er die Schlachten bei Millesimo, Mondovi, Marengo, an der Moskwa, bei Montmirail und Montereau. Mailand war die erste und Moskwa die letzte Hauptstadt, in welcher er triumphierend einzog; auch in Madrid zog er siegreich ein. Madrid und Moskwa waren Hauptstädte seines Verderbens. Eine andere Ursache seines Verderbens, seine zweite Gemahlin, hieß Marie Louise. Sein letzter Aufenthalt in Frankreich war Malmaison. Napoleons Abfall kostete ihm Italien. Unter seinen Ministern hieß einer Marret, ein anderer Mollien, ein dritter Montalibet, und Talleyrand hieß mit dem Vornamen Maurice (Napoleon pflegte ihn „Pater Moritz“ zu nennen). Sein erster Kammerdiener hieß Montesquieu, sein Kammerdiener Marschall, sein Begleiter nach St. Helena hieß Monholon. Der letztere war es auch, der auf dieses sonderbare „M“ aufmerksam gemacht hat. Wir können das Spiel aber auch noch weiter verfolgen, wenn wir das Leben Napoleons des Dritten betrachten. Der Herzog von Morny, ein Sohn der Königin Hortense und ihres Großnitters, war der Leiter des Staatsstreifs, infolgedessen der ihm so nahe verwandte Prinz Louis Napoleon der Dritte das Kaiserreich erneuert konnte. Die Frau, die der neue Kaiser ein Jahr später heirathete, hieß Eugenie von Montijo. Morny war es auch, der leblich Geldinteressen zuliebe Napoleon zu der verhängnisvollen Expedition nach Mexico bewog. Das mexikanische Abenteuer endete mit der Tragödie des österreichischen Erzherzogs Maximilian. Miramar heißt das Schloß in der Nähe von Triest, das Maximilians Liebhabensaufenthalt war, ehe er die mexikanische Kaiserkrone annahm, und Miramon hieß sein Großmarschall, der mit ihm am 19. Juni 1867 erschossen wurde. Der Mißerfolg in Mexico untergrub Napoleons Ansehen, die ungeheuren Geldsummen, die Frankreich dieses Unternehmen gekostet hatte, wurden ihm mit den bittersten Worten nachgerechnet, und so ließ er sich, um seine Position zu verbessern, in den Krieg mit Deutschland hineinziehen. Der französische Marschall, unter dem die Schlacht bei Sedan begann, hieß — MacMahon. Mac Mahon hatte am 23. August 1870 den Marsch auf Metz begonnen. Die deutsche Armee machte aber die berühmte „Rechtshöfentung“ und drängte ihn nach der belgischen Grenze. Als er Metz aufgegeben hatte und nach — Metzeres zurückweichen wollte, war es zu spät. Er wurde auf Sedan gefangen und hier am 1. September angegriffen — Marschall und Kaiser wurden mit ihrer ganzen Armee gefangen genommen. Der Mann aber, zu dessen Meisterstücken die erwähnte Rechtshöfentung geübt wird, der große Strategie, der mit diesem Kriege seine Genialität so glänzend bewies, hieß — Moltke.

„Klavier-Geklimper“.

Studie von Paul v. Schönthau.

Das harte Wort wird außer Kurs kommen, denn man hört jetzt fortwährend von Erfindungen, durch die das Klavierspiel nur noch mechanisch ausgeübt werden kann, und es werden die lobenden Gutachten selbstloser Künstler ersten Ranges veröffentlicht, die sich rühmend über diesen Betrieb aussprechen. Jeder einzelne findet, daß der Apparat gleichmäßiger und ausdauernder spielt als die meisten — anderen Konzepte. Die Apparate sollen sogar mit einer Vorrichtung versehen sein, durch die tiefe Empfindung zum Ausdruck gebracht werden kann. Die Vortheile dieser Neuerungen liegen auf der Hand: Während bisher ein geschickter Klavierarbeiter im Verein nur ein beschränktes Repertoire betreiben konnte, sind die mechanisch betriebenen Instrumente von einer unbegrenzten Leistungsfähigkeit. So ein Ding spielt alles: Salons- und Kammermusik, Hintertreppen- und Bordertreppentänze; das Klavierwerk ist von der Straße verschwinden und in den Salons vorgeführt. Der Betrieb der modernen Musikinstrumente erfordert keine Vorkenntnisse, keine Übung, keinen Unterricht.

(Eine Perspektive der Umwälzungen eröffnet sich: Die Entwöhnung der Klavierarbeit, die jetzt Tausende und Abertausende schlecht und recht ernährt, der Ruin der Berufspianisten und Lehrer.

Also kein häuslicher Klavierunterricht mehr! „Nehmen ist seliger denn Geben“ kann man von den Klavierstunden sagen und Meister Mozartowski, den das Schicksal auch einmal an den Martertypus der Letztgenannten band, seufzte damals, „der Glücklichste giebt keine Stunde!“

Kein Klavierunterricht mehr! Heil dreimal Heil! Von den Eltern herangebrachte Kinder kann man's immer wieder hören: „Schade um das Geld, das wir jahrelang für die Klavierlehrer hinausgeworfen haben!“ Es wird ja auch nichts Rechtes aus dieser Art musikalischer Erziehung. Wie viel Zeit hat die erste Jugend früherer Geschlechter mit Stalen und Etuden vergeudet, wie viele bittere Tränen wurden verschluckt, wenn sie nicht gar auf die Tasten niederträufelten; es gab Klavierlehrer, die Vershöfe gegen den Fingerring durch ein vorbergebene Schläge mit einem Hausschlüssel auf die Knöchel abhandeln. Und in den Eltern fanden diese Foltermedien zumeist noch Verbündete! Dennoch *zig Jahre darüber vergangen sind, wäre ich heute noch die grimmige Drohung: „Wenn du bis übermorgen den ‚Bonnetraum‘ nicht auswendig kannst, reiß ich dir die Ohren aus!“

Und dann der Gegenang: Der ganze Musikpädagogie, der bei den Hundeleben seiner reizenden Schüler ein Ohr zudrückt und ihrer kümmernden Hand mit geheimen Entzücken und verklebten Blicken folgend, eine hoffnungslose Reklame groß werden läßt, bis eines Tages, während des Einübens von „Gebet der Jungfrau“, plötzlich die Mama eintritt und höchst bedeutungsvoll einen Zeigefinger nach der Richtung der Thür ausstreckt.

Die nächste Zeit wird alle Klavierlehrer dazu verurtheilt, die Hände in den Schoß zu legen. Diejenigen unter ihnen, die ein gutes Gehör haben, werden vielleicht durch Klavierstimmen ihre Erfindung müßsam fristen können, durch die Herstellung von Konzertkonferenzen für Grammophone und dergleichen. Vor allem aber wird es mit der dilettantischen Klavierklimperi ein Ende haben. Klaviergeklimper! Für manchen Einsamen ein Born bescheidener Kunstgenuss.

Eine Berliner Erinnerung taucht bei diesem Worte vor mir auf. Gerade über mir erkante fast allabendlich das Klavierspiel einer ungeliebten Hand, die Versuch eines bescheidenen, aber unfähigen Dilettanten. Und immer dasselbe: Gounods Frühlingstied, dann „O Menschenherz“, gieb dich zufrieden“ und das alte Thüringer Volkslied: „Ach, wie ist's möglich dann...“; das ging so Abend für Abend, gerade wenn ich meine Studierlampe auf den Tisch stellte, fing's oben an: „Liedchen komm ins duft'ge Grün“ — und immer an einer und derselben Stelle ein unreiner Akkord, ein überhörses Kreuz, ein eigenmächtig aufgeloßtes h. Eine Erbitterung gegen den unbekanntes Duellgefecht schlug in mir Wurzel, und eines Abends sagte ich den Entschluß, mit dem Manne über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Ich kletterte zu ihm empor. Als ich geklingelt hatte, verstumte das Klavierspiel, Schritte näherten sich und der lange Gehäufte öffnete mir. Ich entschuldigte den späten Besuch und wollte eben meine vorbereitete, etwas schibige Rede vom Stuhl lassen, aber als ich in das ernsthaftige Sorgenlicht dieses Mannes sah, verlor ich fast den Muth, ihm den wahren Grund meines Erscheinsens zu verrathen.

In der dämmerigen Stube brannte eine kleine Hängelampe über dem Mittelische, dessen eine Hälfte mit einer Serpette bedekt war, darauf die Leberreste eines einfachen kalten Abendessens.

Der Mann gehörte zu den Leuten, die bei sich zu Hause einem Besuche gegenüber verlegen werden. Er rückte unbeholfen einen Stuhl an den Tisch, während ich mich verziehen umfah. Eine schlichte, sichtlich mit Liebe und Freude an einem Heim zusammenge-

tragene Einrichtung. Die Stühle mit gestifteten Decken behangen, auf einem Wandbrette bemalte Teller und Tassen, überall die Spuren einer kunstliebenden, weiblichen Hand. Ueber dem Piano eine Kreibezeichnung, ein Frauenporträt, in der Umrahmung stat ein dürre Palmzweig. Ich fühlte eine Beklemmung. Zaghaft rückte ich mit der Sprache heraus. Er hörte mit der Miene eines zurechtgewiesenen Schulknaben zu, dann antwortete er: „Ich hätte mir's ja denken können, daß ich Sie störe durch mein Geklimper.“

Meiner Absicht, diese Selbstkritik durch eine Höflichkeit zu entkräften, kam er, langsam seine Hand erhebend, zuvor. Er wendete seinen Kopf mit den halbergrauten Haaren der Kreibezeichnung zu. „D bitte — ich weiß ganz wohl, was Klavierspielen heißt; diese dort hat gut gespielt, wenn sie auch keine erste Künstlerin war, aber es klang wie eine Harfe...“

„Ich wollte Ihnen ja auch nur die Wahl einer anderen Stunde vorschlagen...“ „Um ja,“ seufzte er, „wenn das nur zu machen wäre, aber ich sieße den ganzen Tag in einem engen Bureau und schreibe Nummern auf große Papierbogen, Zahlen ohne Ende, und wenn ich den Kopf erbebe, sehe ich drüben eine taube, schmutzige Mauer, sonst nichts.“

Er sah wieder nach dem Bilde über dem Piano, und fuhr fort: „Gar oft am Abend wollte ich nicht nach Hause kommen, aber es zieht mich aus der Aneise zurück, heim, ‚heim‘ nenne ich diese verwaiste Zelle. Trauer macht ja so einsam, und am liebsten bin ich in der Gesellschaft dieser Dinge, dieser Erinnerungen und Zeugen eines verlorenen bescheidenen Menschenglücks. Dann lodt's mich zum Klavier, wo ich sonst immer am Abend sitz, während ich dort in dem Schaustellungslehnte, wie ein Fährst und zufah, wie ihre geschmeidigen, lieben Finger über die Tasten tänzelten. Wenn ich sie bat, sang sie auch; sie hatte ein kleines Stimmchen, so rührend, wie von jemandem, der bald stirbt. Ja wohl! — da habe ich mir so nach und nach die Töne auf den Tasten zusammengeleuchtet, von den Stücken wenigstens, die ich mir gemerkt habe. Und so kümperle ich herum, es ist mir dabei manchmal, als säßen wir noch beieinander; ich sehe sie lebendig vor mir, wenn ich die Augen schließe! Da genieße ich so ein warmes, lüdes Erinnerungsquid; ich werde ihre Hände nicht mehr sehen, aber die Melodien hat sie mir zurückgelassen, die behalte ich... o, ihre lieben, alten Lieder...“

Ich bat ihn, künftig auf mich keine Rücksicht zu nehmen, es würde mir alle Arbeitsstimmung rauben, wenn ich wüßte, daß ich ihn der einzigen Freude beraube. Er sagte leise: Meine letzte... — Wir schieden. Von nun an spielte er seltener. Aber zuweilen am Abend erklangen doch noch jene Melodien... leiser denn zuvor. Er wendete offenbar die Dämpfung an. Dann legte ich manchmal die Feder beiseite, lehnte mich in den Stuhl zurück und lauschte. Es war mir oft, als hörte ich in der Ferne eine liebe, wohlklingende Mädchensstimme ganz leise dazwischenklingen. „O Menschenherz gieb dich zufrieden...“ und ich theilte mit jenem Manne ein wehmüthiges Glüd.

Das Erlebnis wollte ich nur erzählen zur Ehrenrettung des „Klaviergeklimpers.“

Ironie von Ramen.

Napoleon Waterloo zu heißen und als Fahnenflüchtiger des französischen Heeres festgenommen zu werden, das ist fürwahr nichts Alltägliches. Es ist der Fall eines jungen Mannes, der sich auf dem Bahnhof in Lyon herumtrieb und zuerst als Landstreicher angesehen wurde. Bald stellte es sich aber heraus, daß man einen lange gesuchten Fahnenflüchtling ergriffen hatte. Napoleon Waterloo war, bevor er Soldat wurde, zweimal wegen schweren Diebstahls bestraft worden und wurde daher von den Militärbehörden nach Afrika geschickt, damit er sich dort bei schwerem Dienst bessere. Der jüngste Napoleon sehnte sich aber durchaus nicht nach Ariensrum und nahm im Jahre 1902 heimlich Abschied vom Regiment. Er trieb sich dann in Belgien, in der Schweiz und in Italien umher und kam schließlich wieder nach Frankreich, da er der Meinung war, daß man seinen Namen und seinen „Fall“ längst vergeten habe. Aber „Napoleon“ und „Waterloo“ — solche Namen vergißt man in Frankreich nicht so leicht!

Gemüthlich.

In der „Münch. Allg. Ztg.“ erzählt jemand: Ort der Handlung: Bahnhof Neuffen am Hohenneuffen. Zeit: 20 Minuten nach der vorgeschriebenen Abfahrtszeit des Zuges. Der Zugführer hat schon zweimal „Abfahre“ gerufen; die Lokomotive stößt unaufhörlich kurze grelle Pfiffe aus, bezeugt sich aber nicht vom Fied. Endlich reißt zweien der drei anwesenden Fahrgäste die Geduld, und entzweit wenden sie sich an den Schaffner:

„Warum fahrt's Zigte net ab?“

„Warum pfeift se denn so?“

„Ja, wir müße auf de Lokomotive fährer warte; der sibt noch beim Beschere; drum weise wir em jekt, daß Zeit isch.“

Eine Plauderei über das X.

Von X-Strahlen hat jeder schon xmal gelesen und nicht immer nur Erfreuliches; denn diese von Königen erlittenen, aus dem für den gewöhnlichen Sterblichen recht dunklen Reiche des Lichtes flammenden Gefellen können ihrer Wirkung Ansgelichten auch schädigen. Indes wollen wir nicht von ihren Thaten, sondern von ihrem Namen sprechen, um die Herkunft des x, das ihre geheimnißvolle Natur andeuten soll, bis zum ersten Ursprung zu verfolgen.

Selbst wer sich niemals auf einer Schule mit Gleichungen herumzuschlagen braucht, fühlt sofort, daß sich in dem x das Unbekannte oder Unbestimmte verbirgt; ist es ihm ja doch geläufig, x mal den Ausdruck „ein x-Liebhaber“ in der Unterhaltung anzuwenden. Weßhalb nun aber gerade das in unserem Alphabet so weit hinten stehende x zur Bezeichnung des Unbekannten berufen worden ist, das ist nicht allein für manchen Nichtmathematiker ein tiefes Geheimniß, ein großes X. Der Schreiber dieser Zeilen wenigstens hat schon gelegentlich bei Mathematikern mit der Frage, weßhalb sie gerade dem x die Ehre anthäten, es zur Bezeichnung der ersten Unbekannten zu verwenden, ohne Erfolg angefloßt und durch den wunderlichen Einfall, so etwas erfahren zu wollen, eine Art Verblüffung hervorgeufen. Und das ist ja auch natürlich. Denn was ist natürlicher, als daß der von Jugend auf geübte Gebrauch die Meinung erzeugt, der uns etwas fremdartig anmutende Doppellaut x sei zu dem Amte prädestinirt, das Eigenartige, das Fremde, Unbekannte und Geheimnißvolle darzustellen. Greift man ja doch zur Bezeichnung bestimmter Größen zu den ersten Buchstaben des Alphabets oder benutz in Formeln für häufig vorkommende Begriffe den ersten Buchstaben des entsprechenden Wortes wie t für Zeit (tempus) oder n für Zahl (numerus); da ist es doch für den im Banne ver liebten Gewohnheit Urtheilenden ganz natürlich, daß das wunderliche Gebilde x das Unbekannte bezeichnet. Dieser Schluß ist jedoch falsch. Das x hatte gar nichts Geheimnißvolles an sich gehabt, als es zum erstenmal zu seiner wichtigen Rolle bestimmt wurde. Es ist auch gar nicht das ursprüngliche Zeichen, sondern zur Vertretung eines andern Buchstabens gesetzt, und dieser ist wirklich eine Abkürzung wie die oben erwähnten Anfangsbuchstaben n und t. Unsere Zahlzeichen nennen wir noch heute arabische und bekunden damit, daß wir den Arabern für die Uebermittlung mathematischer Kenntnisse zu Dank verpflichtet sind. Arabische Gelehrte haben im Mittelalter allenthalben auf dem weiten Gebiete der islamitischen Welt, in Spanien, Nordafrika und Asten bis an die Grenzen Chinas hin, sich die Pflege griechischer Wissenschaft, besonders der Mathematik und Astronomie, angelegen sein lassen. Mit ihren Kenntnissen sind auch arabische Wörter in die Kultursprachen Europas eingewandert, wie Algebra, Ziffer, Zenit. Der arabische Mathematiker nun bezeichnerte bei Aufstellung von Gleichungen die Unbekannte mit dem Worte sheit, das heißt „die Sache, das auszuredende Ding“, und schrieb dafür die im arabischen Alphabet aus einem Buchstaben bestehende Abkürzung sch. Als dann christliche Gelehrte spanischer Abstammung mathematische Werke ihrer arabischen Landsleute in's Spanische übersehten, waren sie dem Buchstaben sch gegenüber in einiger Verlegenheit, weil ihre Muttersprache den Laut nicht kannte. Sie halfen sich der Weise, daß sie das damals noch als Zischlaut klingende spanische x für das ähnliche lautende arabische sch einsetzten, wie das ihre Muttersprache bei der Uebersetzung arabischer Wörter schon mannigfach gemacht hatte. Von Spanien aus ist dann x als Unbekannte weiter gewandert, hat den Weg aus der Schule in die Umgangssprache gefunden und hat jetzt als unerkannter arabischer spanischer Blendling einher, der für sich das Recht beansprucht, als Vertreter des großmächtigen Reiches der Geheimnisse betrachtet und verwandt zu werden.

Mit dieser Darlegung habe ich dem wißbegierigen Leser kein x für ein u vorgebracht, oder genauer gesprochen für das u. Was soll nun aber das u in dieser Redensart? Es hat schon oft nach Erklärung geschrien, und doch ist die Erklärung in der uns hier umgebenden mathematischen Luft ganz einfach und leicht verständlich. Wer jemand ein x für ein u vortradt, der lacht ihn etwas Ersonnenes, xbeliges aus der großen Menge des Falschen zu geben und einzureden anstatt die einzig und allein Richtigen, des Wahren oder der Wahrheit, des Verum. Der Ausdruck ist, darauf weist x hin, unter dem Einfluß der mathematischen Schulsprache entstanden: das u ist in der scherzhaften Formel für verum gesetzt. Wer das bezweifelt, sei darauf hingewiesen, daß u und v ursprünglich nur durch das z-ichen u ausgedrückt worden sind und daß dieser Gebrauch noch bis heute in vielen lateinischen Duden folgt wird. Das u ist also ein Genosse der oben erklärten Abkürzungen n und t, sowie des in der besprochenen Redensart ihn entgegengesetzten x. Ist nun dieser spanische Ueberbleibsel x seiner Abstammung nach uns bekannt geworden, so hat er doch nicht seine Ausdrucksbedeutung. Daß diese für die Sprache der Mathematik

und die aus ihr flammenden Redensarten nicht von Bedeutung und Einfluß sein kann, versteht sich am Rande. Wie aber sollen wir uns bei folgender Schwierigkeit verhalten? Nehmen wir eine neuere Art, auf der spanische Namen stehen, zur Hand, da entscheiden wir mit Staunen, daß das altgenomte x vollständig ausgemerzt und im Inlaut sowie im Inlaut zwischen Vokalen durch j, am Ende durch z (gleich h) ersetzt ist. So finden wir für das bisher unbefangene mit x geiprochene Mexico die Form Mejioco, für Xeres Jeres und für Cadix Cadiz. Zur Aufgabe der uns geläufigen Ausdrücke werden wir uns wohl nicht mehr bequem, und das ist auch kein Unglück, im Gegentheil; wir würden nämlich durch die Aussprache eines deutschen j in den beiden ersten Namen das unaussprechliche durch ein korrekt sein solldendes joch verhaftes ersetzen, und das wäre doch lächerlich. Werden wir also auch bei der alten Aussprache bleiben, so brängt sich doch jedem Verdenken die Frage auf, was für ein Laut denn gleichzeitlich durch x und j ausgedrückt sei. Die Antwort beeinträchtigt einigermassen die landläufige Vorstellung, daß das Spanische so unergleichlich weich klinge, wie man ab und zu behaupten hört. x und j bezeichnen nämlich im Inlaut der Wörter und im Inlaut zwischen Vokalen das harte deutsche ch, wie wir es in ach, doch, Buch sprechen, niemals lauten sie wie das weiche ch in den Wörtern Scher oder ich. Mit dem harten ch also werden Mexico und Xeres gesprochen. Daß diese Wörter, wie alle früher mit x geschriebenen, an seiner Stelle jetzt ein j zeigen, ist die Folge einer Regelung der spanischen Orthographie im Jahre 1815, wobei x durch das gleichwertige j verdrängt worden ist. Seitdem führt es nur noch in der Fremde ein kümmerliches Dasein, sogar hier von seinem steigenden Konkurrenten verdrängt. Damit nun der gebulbete Leser nebenbei noch einiges Brauchbare über die Aussprache spanischer Wörter lerne, wenn er es nämlich noch nicht weiß, so will ich ihm noch die Regel, daß inlautende b als w zu betrachten ist, hier verathen, obwohl ich bezweifle, daß ihm auf diese Belehrung hin die echte Habana in Zukunft noch besser schmecken wird. Auch spreche er spanisches q wie ein deutsches g und spanisches ch wie tsch, dann ist er im Stande, den Namen des sinnreichen Junkers Don Quijote de la Mancha richtig zu sprechen, selbst wenn ein x darin steht.

Mineralwasser.

Die heilende und gesundende Kraft der Mineralwasser ist allgemein anerkannt; weniger aber sind die Sachverständigen in ihrem Urtheile über die Art, wie diese wohlthätige Wirkung zu Stande kommt. Manche legen den Hauptwerth auf die genaue Zusammenetzung der Wasser und halten selbst kleine Unterschiede im Gehalt der mannigfaltigen Salze für hochbedeutungsvoll; andere meinen, daß es mehr auf die Menge als auf die Beschaffenheit der Flüssigkeit ankomme, und halten es bei der Erzielung eines Heilerfolges für das Wesentlichste, daß der Patient während der Kur seine gewöhnliche Lebensweise von Grund aus ändern und sich namentlich unter allen Umständen zu großer Mäßigkeit bequemen müsse. Zur Schlichtung eines Widerstreites der Meinungen wird eine Untersuchung beitragen, die Dr. Garrigou der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat. Er hat beobachtet, daß gewisse Mineralwasser organische Stoffe in zwei verschiedenen Formen enthalten: einmal in der von Krystallen oder wenigstens in einem Zustand, der einer Krystallisation fähig ist; zweitens in sogenannter colloidalen Form, einer eigenthümlichen Art der Vertheilung, der auch die Metalle in Flüssigkeiten unterliegen können. Sind an den Stoffen in der letzteren Art der Lösung auch schwere Metalle beigemengt, so bringen sie eine besondere Wirkung zu Stande, deren Träger Garrigou natürliche Fermente nennt. Kranke, deren Gewebe infolge des schwächenden Einflusses eines anstehenden Leidens oder von Gleichschicht erschläft sind, erhalten durch diese Bestandtheile eines Mineralwassers eine wesentliche Kräftigung, indem die Gewebe dadurch ihre Kraft zur Verarbeitung der von außen zugeführten Nährstoffe zurückhalten. Besonders wichtig ist die Sättigung der Gewebe, damit sie im Stande sind, den in den Körper gelangten Stoff auszufiltern. Allerdings bezieht sich diese Lehre nur auf einen verhältnismäßig kleinen Theil der unzähligen Mineralwasser, aber sie giebt doch einen beachtenswerthen Wint hinsichtlich der Auswahl aus der großen Klasse der salzigen und alkalischen Brunnen.

In England hat man eine Katzensteuer in Erwägung, um die Finanzen zu stärken. Die Steuer soll 5 Schillinge für jeden Murr und jede Miez betragen. Werden sich da die Mäuse Englands freuen! Vor der Bergessenheit bräuen dem Buch, Der selbst den Guten und Besten naht, Rettet den Dichter, sein Wert, sein Buch. Oft nur ein Lieb, ein kleines Zitat. * * * Jede Perle rollt Dir in den Schoof, wenn Du Miene machst, sie in Gold zu fassen.